

Wie gut reimt sich Gott? Biblisches Plädoyer für einen künstlich bereiteten Monotheismus

Wie gut können, wie gut müssen poetische Texte von Gott sein? Und was können sie und was müssen sie aussagen? Immerhin können in viel gesungenen Liedern ganze Welten verborgen sein, und kunstvoll lässt sich der biblische Gott wohl auch im Gesangbuch finden. Dafür kann EG 487 in besonderer Weise als Testfall dienen:

1. Abend ward, bald kommt die Nacht,
schlafen geht die Welt;
denn sie weiß, es ist die Wacht
über ihr bestellt.

2. Einer wacht und trägt allein
ihre Müh und Plag,
der läßt keinen einsam sein,
weder Nacht noch Tag.

3. Jesu Christ, mein Hort und Halt,
dein gedenk ich nun,
tu mit Bitten dir Gewalt:
Bleib bei meinem Ruhn.

4. Wenn dein Aug ob meinem Wacht,
wenn dein Trost mir frommt,
weiß ich, daß auf gute Nacht
guter Morgen kommt.

Dem Beginn des Liedes gelingt es, archaische menschliche Erfahrung in kürzeste Worte zu fassen: die Erfahrung der Zeit. Dass es Abend geworden ist, weist auf die Situation eines vergehenden Tages hin, und die Weiterführung zeigt, dass auch dieser Punkt nicht ewig bleibt. Er steht schon unter dem Zeichen des herankommenden Nächsten. Alle Rede geschieht nur mit den nötigsten Worten, ein Wort als Subjekt und ein knappes als Prädikat, umso mehr kommt das „bald“ zum Zuge, und die Überschattung des jetzigen Zeitpunkts durch das Kommende tritt deutlich hervor. Von der Welt wird dabei merkwürdig geschlossen gesprochen, vormodern. Das, was sie weiß und worum es geht, erscheint hier als Verbalabstraktum unpersönlich, allgemein-religiös, militärisch-national: Die Wacht. Es ist ein Ding, eine Einrichtung, die hier statisch erscheint. Von

einer Handlung ist nicht die Rede, vielmehr „ist die Wacht bestellt“. Es kann die Wacht am Rhein sein, eine militärische Ordnung, der Weltgeist kann es sein, die Götter, eine höhere Macht, das Schicksal.

Gewaltig öffnet sich in der zweiten Strophe der Blick. Wieder ist es ein einziges Wort, wie der „Abend“ der ersten Strophe, das die ganze Situation bestimmt: „Einer“. Kein Ding, keine Macht, kein Schicksal – eine Person. Eine Person? Dann wäre vielleicht von einem Mann oder einer Frau die Rede. Das ist es aber nicht. So umgibt diesen „einen“ noch ein Geheimnis. Aber als „einer“ ist er doch persönlich fassbar. „Einer allein“ ist von allem anderen unterschieden und erinnert an Dtn 6,4. Einer allein schließt jeden Synergismus aus. Und dieser eine handelt. Nichts ist mehr statisch, keine Wacht ist mehr bestellt. Dieser eine wacht und trägt. Er trägt Mühe und Plage und erleichtert somit in Not. Und er ist sozial: Er lässt keinen allein, Beziehung und Kontakt schafft er. Indem er ihre, der Welt Müh und Plag trägt, erhält er sie wohl, *creatio continua*. Jetzt und nur so verstehen wir die geschlossene Rede von der Welt aus der ersten Strophe. Und indem Er keinen Unterschied zwischen Nacht und Tag kennt – was ja genau das war, was den Menschen in der ersten Strophe ausgemacht hat –, erweist er sich als der Ewige. Wir können also aus der zweiten Strophe resümieren: Ohne dass sozusagen ein einziges Wort gefallen ist, wurden wir von einer diffusen, allgemeinen Vorstellung einer höheren Ordnung geführt zum biblischen Gott des Alten Testaments, der der eine Gott ist, neben dem es keine anderen Götter gibt, der die Erde erschaffen hat, der der Ewige ist und der die Beziehung zu den Menschen sucht und helfend eingreift.

Was fehlt noch? Der aufmerksame biblische Leser weiß es: Der Name. Die letzte Hülle fällt in der dritten Strophe: wieder am Anfang. Mit dem ersten Wort wird die stufenweise Enthüllung komplettiert. Der eine Gott, so göttlich er sich auch in Strophe zwei präsentiert hat, ist tatsächlich eine unverwechselbare Person und ein „menschlicher“ Gott: Er hat einen Namen. Auch dieser Name gehörte schon zum Gott des Alten Testaments und für die Christen heißt er hier: Jesus Christus. (Es ist überhaupt nicht schlimm, dass eine Person unterschiedlich benannt wird, das ändert nichts an der Einheit und Selbigkeit der Person.) Und nun ist die Beziehung da. „Mein“ und „dein“ und die Anrede des Menschen an den einen Gott, den man bei seinem Namen nennen kann. Diese Beziehung verlangt, wie jede Beziehung, Beziehungspflege: Den Gottesdienst. Einen Ort, eine Zeit, die der Mensch Gott widmet, wo er Gottes gedenkt. Anders ist christliches Leben nicht vorzustellen, „dein gedenk ich nun“. Und weiter geht's mit dem biblischen Gott: „Tu mit Bitten dir Gewalt“. Diese nach Wilhelm und Jakob Grimm im 19. Jahrhundert in Mode gekommene Wendung spricht die wohl faszinierendste Erfahrung der biblischen Glaubenszeugen mit Gott aus: Man kann mit ihm reden und rechten, wie mit einem Menschen. Er ist nicht der unbewegte Bewegter. In schöner Dialektik ist er ein objektivierbares Subjekt, das bei frei bleibendem eigenen Entschluss durch äußeres und äußerstes Gebet dazu gezwungen –

denn nichts anderes sagt die neumodische Wendung aus – werden kann, wenn es will, seinen Entschluss zu überdenken, sein Tun zu ändern: zum Wohle des Menschen.

In der vierten Strophe wird's nun persönlich nach dem kunstvollen Stufenkatechismus ohne Worte. Der Höhepunkt der Steigerungen war erreicht. Nun sitzt der Beter allein auf der Bühne. Die Vorhänge sind wieder zu, deren Öffnung einen kurzen Blick auf Gott erlaubt haben; Die Welt, von der in der ersten Strophe die Rede war und die zur Offenbarung Gottes geführt wurde, ist wieder draußen. Gegenüber den drei ersten Strophen hat so die Situation gewechselt: Wurde bis hin in die dritte Strophe hinein beschrieben, so wird das „dein Gedenk ich nun“ jetzt vollzogen. Nur das betende Ich spricht allein mit dem biblischen Gott, ungestört und vertraut. Ps 17,2 und der Kern der Israelbeziehung Gottes klingen an. Hier wird dann in der intimen Rede zwischen Gott und Mensch ein letztes biblisches Element festgehalten: Gott ist kein Automatismus und kein apotropäischer Talisman. Nicht immer frommt seine Hilfe, nicht immer gibt er nur Gutes. Das „weiß ich“ aber bleibt bestehen. Der nicht immer nur gute Gott ist und bleibt ein Gott der Verheißung einer guten Zukunft. Denn ihm steht der hilfsbedürftige Mensch gegenüber. So geht das Lied exakt vom Abend in der ersten Strophe bis (fast) genau zum Morgen in der letzten Strophe. Die Zeit, in der der Mensch aktiv ist, ist nicht im Blick, sondern der Mensch wird beschrieben als ausgelieferter, vom Dunkel bedroht, angesichts dessen er kein Handeln und Gestalten entgegenzusetzen hat. Hier folgt nicht der Abend auf den Morgen, sondern der Morgen auf die Nacht. Nur wenn der Mensch seine eigene Begrenzung positiv getragen und aufgehoben weiß durch Gott, kann daraus im Anschluss das eigene Gestalten folgen.

Kein Wunder, dass der Dichter dieses biblischen Gottes, der uns von den national-religiösen Ordnungen der Welt zur intimen Zwiesprache mit dem biblischen Gott geführt hat, Mitglied der Bekennenden Kirche war, das mit „Einer allein“ dem Führer seinen absoluten Anspruch streitig gemacht hat. In dem Weg von der ersten bis zur vierten Strophe spiegelt sich zugleich auch der Weg Rudolf Alexander Schröders selber vom national orientierten Dichter zum kunstvollen Glaubenszeugen wieder.

Darüber hinaus zeigt sich in EG 487 in nahezu unerreichter Weise, dass unser hinsichtlich seiner Darstellung überaus eifernder Gott nach Dtn 4,23f nicht nach irgendwelchen Texten verlangt, die irgendetwas Religiöses allgemein und nach Belieben zusammenreimen. Sondern „der künstlich und fein dich bereitet“ verlangt genau das von ihm abbildenden poetischen Texten, denn nur auf diese Weise kann die anspruchsvolle Ästhetik seiner Barmherzigkeit dargestellt werden.